

Zeitschrift: Gehörlosen-Zeitung für die deutschsprachige Schweiz
Herausgeber: Schweizerischer Verband für das Gehörlosenwesen
Band: 72 (1978)
Heft: 24

Rubrik: Aus der Welt der Gehörlosen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 16.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus der Welt der Gehörlosen

Berghaus «Tristel», Elm

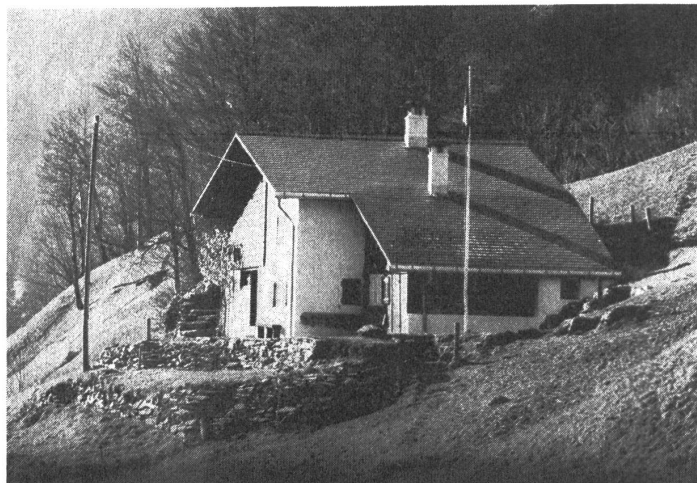
Jahresbericht des Präsidenten vom 1. Oktober 1977 bis 30. September 1978

- Mein Vater hat wieder sechs volle Tage unentgeltlich elektrische Leitungen inklusiv Sicherungstafel im Waschraum, Trocknungsraum und in der obern neuen Wohnstube fixfertig installiert. Trotz Krankheitsbeschwerden hat er sich die Mühe und Zeit genommen, unserem Anliegen zu entsprechen.
- Der Lagerraum von 50 Kubikmetern Inhalt wurde durch uns in eine komplett neue Wohnstube umgebaut. Die Materialien (Isolationen, Täfer, Beschläge, Imprägnierfarben, Spannteppich, Zubehörteile des neuen Holzofens usw.) sind auf den Rücken nach oben getragen worden. Der wohlgelungene Umbau erforderte viel Ausdauer und planliche Ueberlegungen. Der Umbau dauerte fast ein Jahr lang. Es wurde an einzelnen Wochenenden gearbeitet. Wir sind glücklich und froh, dass eine empfindliche Raumnot in der unteren Wohnstube nun behoben ist. Die obere neue Wohnstube sieht schön, heimelig und romantisch aus. Wir hoffen, dass diese für lange Zeit den Bedürfnissen entsprechen wird. Der wunderbare Wärmespeicher und die kompletten Baumaterialien kosteten zirka 4000 Franken.
- Die gestapelten Schindeln vom Dachabbruch im Jahr 1976 wurden vom Hof auf den Estrich versorgt.
- Reparaturen und Verschönerung am und im Haus standen auf dem Programm, ebenfalls das Holzrüsten.
- Der Student Beat Kleeb, Washington (USA), hat seinen hörenden Freund, Lehrer, in einem 16stündigen Flug am Silvester zur Feier mitgebracht bzw. heimbegleitet. 23 Personen waren an-

wesend. Es war ein fröhlicher und lustiger Jahreswechsel.

- Im Juli/August wurde das Haus durch eine holländische Familie und Mitglieder mit weisser Farbe neu gestrichen. Fritz Marti stiftete dabei einen grossen Kessel Farbe.

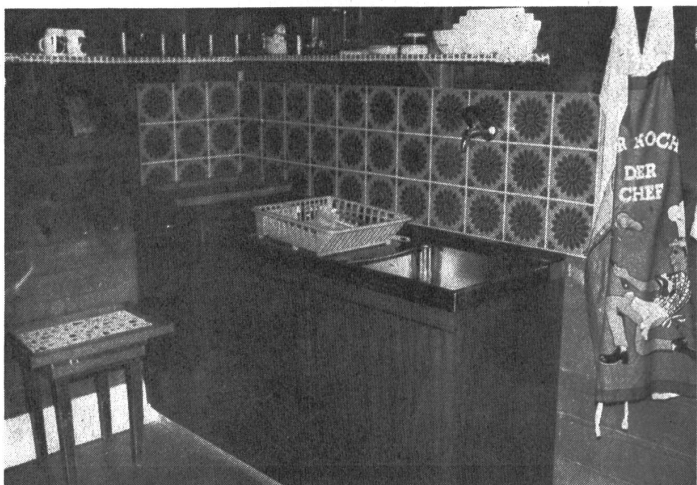
- Der Unterzeichnete stiftete einen Occasionskühlschrank.
- Im Namen unserer Kollegen und Helfer möchte ich für den grossen Einsatz danken.
- Sieben Hüttenwärter und die Präsidentengattin haben während des Jahres im Tristel für Ordnung und Sauberkeit gesorgt, für das wir herzlich danken.
- Wir danken den Autofahrern, welche Materialien und Getränke gratis nach Elm transportiert haben.
- Für die vielen Spenden und Basar-Arbeiten der Mitglieder und Gönner danke ich herzlich.



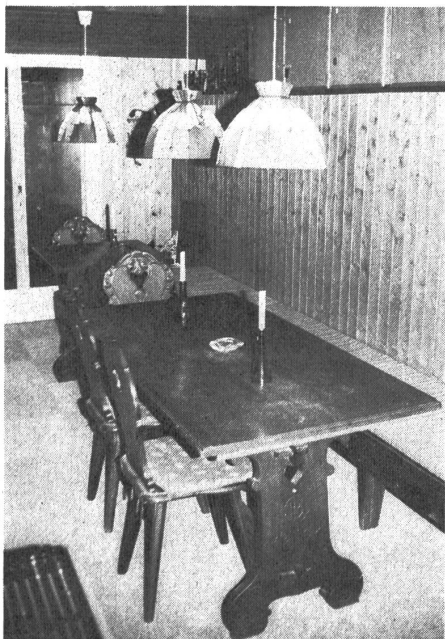
Neuer Anstrich am Haus mit umgebautem Dach vom Jahr 1976.



Neuer Waschraum ...



... und neuer Küchenschrank mit Abwaschbecken inkl. fliessendes Wasser wurden im Jahr 1977 gebaut.



Neue Wohnstube im 1. Stock, in diesem Jahr gebaut.

— Der Hüttenbetrieb «Tristel» ist mit Erfolg abgelaufen.

— Zum Schluss danke ich mit Zufriedenheit allen. W. Niederer, Präsident

Der Vorstand wurde an der Hauptversammlung vom 3. Dezember 1978 wiedergewählt bzw. neugewählt.

Präsident: Walter Niederer (bisher)
Vizepräsident: Johann Niederberger (neu)
Aktuarin: Heidi Stähelin (bisher)
Vereinskassier: Battista Veraldi (bisher)
Beisitzer: Samuel Hämmerli (bisher)
Hüttenchef: Jakob Niederer (bisher)
Hüttenkassier: Fritz Marti (bisher)

Ein verzweifelter Hilferuf

Schluss von Nr. 23

Ziemlich erschöpft und ausser Atem infolge der starken Steigung und des beschleunigten Tempos erreichten wir die ersten Häuser des kleinen, auf dem steilen Abhang wie angeklebten Weilers. Am Dorfeingang warteten zwei Männer auf uns. Einer der beiden, in Stadtkleidung, machte einen guten Eindruck, jedoch liess mich eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Parteibonzen Ribbentrop erschauern. Man hatte bei uns in letzter Zeit munkeln hören, dass wichtige deutsche Parteifunktionäre sich in das an die Schweiz angrenzende Reduit zurückgezogen hätten. Ich schaute ihn mir gut an. Nein, dieser Mann war zu gross gewachsen und zu schmal, der konnte bestimmt nicht Ribbentrop sein. Der Mann neben ihm war ein kleiner untersetzter Kerl mit krummen Beinen. Er machte den Eindruck einer Bulldogge und flösste uns mit seinen hervorstehenden roten Augen und dem gedunsenen bläulichen Gesicht Angst ein und erweckte Verdacht, weil irgend etwas an ihm uns an einen italienischen «Bravo» (gedungener Mörder) denken liess.

Der gut gekleidete Mann kam uns sofort entgegen, als er uns erblickte, und fragte, ob ich Dr. Gaudenz sei. Dann begrüsst er mich erfreut, aber mit ernster Miene. Meiner Frau warf er nur ein kurzes Grüsgott zu und schenkte ihr darnach keine weitere Beachtung. Dann eröffnete er mir, dass seine Frau, die schwer verletzte Patientin, nicht im Dorf sei, sondern in einem Haus weiter oben, im Wald unter der Hügelkuppe, es sei aber nicht sehr weit bis dorthin. Mir gefiel das nicht. Der Weg dorthin führte an einem tiefen Abgrund vorbei und war im Felsen eingehauen. Als ich diese gefährliche Passage sah, gab ich an, an solchen Stellen schwindelig zu werden und das Gleichgewicht zu verlieren. Ich äusserte den Wunsch, der «Killer», wie ich den kleinen Krümmbeinigen nannte, möge auf der Seite des Abgrundes neben mir gehen und die «Stange» bergseits, angeblich damit er mich, falls er merke, dass ich das Gleichgewicht verliere, halten könne. In Tat und Wahrheit hatte ich mir, so gross war mein Misstrauen, einem Verteidigungsplan zurechtgedacht. Sollte die «Stange» an einer gefährlichen Stelle dem «Killer» irgendein Zeichen gehen, oder sollte der «Killer» irgendeine verdächtige Bewegung machen, dachte ich mir, so versetzest du mit deiner Schulter dem «Killer» einen so heftigen Stoss, dass er das Gleichgewicht verliere und in die Tiefe stürzen muss. Zugleich gehst du auf die Knie, packst beide Beine der «Stange» möglichst tief und gibst einen so starken Ruck, dass er nach hinten umfallen muss. Meine Frau hatte ich gebeten, uns in einiger Entfernung zu folgen. Ihr hatte ich mein Köfferchen übergeben mit der Bitte, es zu tragen. Der kleine Dicke behielt während des ganzen Marsches seine Hände in den Hosentaschen, und die «Stange» gab ihm keine verdächtigen Zeichen. Wahrscheinlich war der «Killer» ein armer, dort ansässiger Kleinbauer.

Wir kamen zu den Befestigungen, deren Bau ich schon oft von der anderen Seite des Tales her beobachtet hatte. Sie waren keineswegs grossartig, wenigstens insoweit ich jetzt sehen konnte, einige Wehrmauern und einige Schützengräben, sonst nichts. Jedoch lagen dort Gewehre, Helme, Patronengürtel und ähnliches Kriegsmaterial, überall hingeworfen, herum. Als die Nachricht gekommen sei, der Krieg sei aus und verloren, hätten die Soldaten zum Teil, so erklärte mir der vermeintliche Ribbentrop, ihre Sachen einfach liegenlassen oder hingeschmissen und seien auf und davon. Dort, bei diesen Befestigungen befand sich, zwischen Bäumen gut versteckt, ein Haus. Das betrat ich. Meine Frau wurde veranlasst, in das Wohnzimmer, das sich im Erdgeschoss des Hauses befand, einzutreten und dort auf mich zu warten. Ich selber musste zwei Treppen hoch zur Patientin hinaufsteigen. Wir betrat einen grösseren, Holzgetäferten Raum, den sie «Schlafzimmer» nannten. Der Raum glied aber mehr einer Rumpelkammer oder einem Abstellmagazin. Auf Tischen und am Boden, hingeworfen oder angehäuft, war ein Durcheinander von verschiedenen zur militärischen Ausrüstung gehörenden Dingen, darunter auch Gewehre, Bajonette und dergleichen. Dies alles machte einen recht guten Eindruck auf mich, und bevor ich mich der Patientin zuwandte, sah ich mich in diesem merkwürdigen Zimmer etwas um. In einer Ecke bemerkte ich eine grosse, breite und hohe Strohuppe. Ein fast krankhafter Argwohn schien sich meiner bemächtigt zu haben; denn nun beschlich mich die Angst, jemand könnte sich in dieser Puppe versteckt halten. Man versicherte mir zwar, es seien nur Maschinengewehre und andere Waffen dort in der Puppe eingepackt worden, damit nicht jeder sie sofort sehe und sich eventuell bedienen könne. Trotzdem ging ich zur Puppe und prüfte, indem ich sie an verschiedenen Orten mit meinen schweren, mit Kappennägeln versehenen Bergschuhen bearbeitete. Es klang wirklich überall nach harten Gegenständen, so dass ich mich wieder einmal beruhigen konnte, um beschämt festzustellen, dass alle meine dummen Verdächtigungen unbegründet, ja reinste Hirngespinnste waren.

Nun wandte ich mich der Patientin zu, entschlossen, ihr meine ganze Aufmerksamkeit zu schenken und mein Bestes für sie zu tun. Mit Ausnahme der Wangen, an denen rote Fieberflecken aufgetreten waren, sah das Gesicht aschgrau aus. Sie musste grosse Schmerzen haben; denn sie wimmerte fortgesetzt. In ihren weit aufgerissenen Augen waren Schrecken und Entsetzen zu lesen, kaum verwunderlich, wenn man ausser den Schmerzen und Verletzungen auch an die Situation denkt, in der sie sich befand. Sie lag in einem alten, schlechten Bett mitten in diesem Gerümpel und war nur mit einer Militärdecke zugedeckt. Als ich diese Decke zurückhob, um die Patientin zu untersuchen, stellte ich fest, dass ihr ganzer Thorax

(Oberkörper) in absolut fachmännischer, ganz sorgfältiger Art mit einem Heftpflasterfesthalteverband, wie ihn die Mediziner bei Rippenfrakturen anlegen, eingebunden war. Ich wollte sie untersuchen, wozu ich natürlich die besonders schmerzhaften Stellen herausfinden musste. Sie erhob aber bei der leisesten Berührung ein Gezeter und stiess markerschütternde Schreie aus. Eine Untersuchung war aber unerlässlich, und um diese doch durchführen zu können, bereitete ich eine Morphiumspritze vor. Sie wollte aber keine Injektionen zulassen, und auch der Mann verwehrte sich ganz entschieden dagegen. Nun wurde ich böse. «Warum haben Sie mich denn überhaupt kommen lassen», sagte ich ganz entrüstet, «ich finde das eine Frechheit, ich habe bestimmt daheim Arbeit genug, lasse alles liegen und komme unter schwierigsten und für mich sogar gefährlichen und zu allem noch ungesetzlichen Voraussetzungen bis hierher zu Ihnen, und hier kann ich die Patientin nicht einmal untersuchen. Wie soll ich sie denn be... handeln?» Mitten in diesem Satz erschrak ich zutiefst. Es war — und zwar bestimmt nicht weit von uns weg — ein Schuss gefallen. «Ja, was ist denn das?» fragte ich, «wird hier herum noch geschossen?» — «Das war kein Schuss», sagte der Mann, «es ist nur ein Schrank oben umgefallen oder so etwas.» Nun stiegen in mir wieder neue unangenehme Empfindungen und Misstrauen auf; denn erstens kann ich und kann jeder gewiss einen Schuss von einem anderen Lärm unterscheiden, und wieso sollte er wissen, dass ein Schrank umgefallen sei, da er mit mir zusammen im gleichen Zimmer war, und wieso sollte ein Schrank überhaupt umfallen? Die ganze Sache gefiel mir nicht, und ich sagte: «Zahlen Sie bitte, ich fahre heim. Das hat doch alles gar keinen Sinn. Hundert Franken, bitte. Diese Frau, wenn ich mich überhaupt äussern soll, gehört unbedingt in Spitalpflege. Sie ist schwer verletzt, das sieht man ihr an.» — «Eben, eben, das ist es ja», warf ihr Mann ein, «und nun muss ich Ihnen klaren Wein einschenken. Das ist richtig, hier kann sie nicht behandelt werden, kein Arzt zur Stelle, keine Medikamente, keine Pflege, ja nicht einmal ein rechtes Bett. Sollten jetzt Komplikationen auftreten, eine Lungenentzündung zum Beispiel, was kann ich da tun? Seit gestern habe ich überall telefoniert, um sie irgendwo in einem Spital unterbringen zu können, rein unmöglich. Alle Spitäler sind mit Kranken und verletzten Soldaten überfüllt. Mein Auto ist kaputt, ich kann nicht wegfahren. Versetzen Sie sich doch bitte in meine Lage. In unserer Verzweiflung sind wir auf den Gedanken gekommen, dass es Ihnen vielleicht möglich wäre, die Patientin in die Schweiz zu bringen. In Scoul befindet sich, wie ich mich erkundigt habe, ein Spital. Helfen Sie uns, bitte, bitte. Sie retten, wenn Sie das tun, eine Mutter von zwei kleinen Kindern vor dem fast sicheren Tod.» — «Unmöglich, man lässt keine Ausländer in die Schweiz hinein, geschweige denn spitalbedürftige Kranke — das ist ausgeschlossen, tut mir leid.»

Mein Blick traf das entsetzte Gesicht der schwerkranken Frau, die mich während der Ausführungen ihres Mannes angestarrt hatte, und der Mann schien einem Zusammenbruch nahe, so blass war er geworden, wie geistesabwesend starrte er ins Leere. Ist es mir wirklich nicht möglich, diesen armen Teufeln zu helfen, überlegte ich mir. Du bist doch gekommen, um zu helfen, oder nicht? Endlich entschloss ich mich für folgenden Plan: «Es ist für mich ein grosses